

Die vermessene Mauer

Als noch niemand an die Wiedervereinigung glaubte, im Jahr 1984, reisten die beiden Kölner Fotografen Burkhard Maus und Phillip J. Bösel nach West-Berlin, um die Grenzmauer Meter für Meter fotografisch zu vermessen. Das einmalige Dokument der deutsch-deutschen Trennung ruht seitdem unberührt in einer Garage.

Von Thomas Köster

Es gab eine Zeit in Deutschland, da durchschnitt eine Mauer das Land. Als sie am 9. November 1989 ausgerechnet nach einem voreilig verkündeten Reisefreiheitsversprechen für DDR-Bürger fiel, ging auch sie selbst auf Reisen. Sie verschwand in den Koffern von Touristen, die handliche Klumpen von „Mauerspechten“ in Plastikbeuteln oder auf Holz geklebt für fünf Westmark mit nach Hause nahmen. Besonders schmucke Stücke verschwanden in den noblen Privatparks und Fußgängerzonen, im Münchner Englischen Garten oder im Hauptquartier der CIA. Die meisten Betonsegmente aber verschwanden, bis zur Geschichtslosigkeit zerschreddert, unter einer Asphaltdecke im ostdeutschen Straßenbau. In Berlin kämpfen heute nur noch einsame, frei stehende Rudimente gegen das Vergessen an.

Aber die Mauer ist noch da. Zumindes der 18,5 Kilometer lange Teil der „Sektorengrenze“ zwischen Ost- und West-Berlin ist lückenlos vorhanden. Genau so, wie der Grenzwall Mitte der achtziger Jahre ausgesehen hat, lagert er, sorgsam in Sperrholzkisten geschützt, in einer Garage in Bergisch Gladbach bei Köln: Meter für Meter auf Schwarzweiß gebannt, auf 1164 Fotos für die Nachwelt gerettet. Würde man die Bilder aneinanderreihen, ergäbe das mehr als dreihundertfünfzig Meter Mauer im Maßstab 1:50.

Die Sperrholzkisten gehören den Fotografen Burkhard Maus (58) und Phillip J. Bösel (45). Mit einer Mittelformatkamera im Gepäck sind sie vor mehr als zwanzig Jahren in einem VW Käfer nach West-Berlin gefahren, um die Sektorengrenze zwischen Bernauer Straße und Treptower Dammweg fotografisch zu vermessen. Ihr Ziel war ein „großes historisches Panoramabild“, bei dem sich die einzelnen Bilder lückenlos zu einem schier endlosen Band

der Trennung aneinanderreihen: die Kamera möglichst immer im gleichen Abstand zum Objekt, die Betonrolle am Mauerscheitel stets auf gleicher Höhe, das Objektiv scharf gestellt auf die Oberfläche des Betons, ohne Rücksicht auf Bäume, Autos oder Passanten im Vordergrund, die Grenzübergänge als lästige Unterbrechung des Gesamteindrucks bewusst ausgespart. Die Idee kam Bösel, als er von Christos Idee des verpackten Reichstags hörte. „Unmachbar“ fand er das damals. Und wollte gerade deshalb „etwas Vergleichbares machen“.

Das passierte dann im Juni 1984. Es ist ein verregener Sommer „im Orwelljahr“, wie Bösel und Maus hervorheben. Und es ist ein Sommer, in dem die DDR zwischen Brandenburger Tor und Potsdamer Platz eine zweite Sperranlage errichtet hat, die parallel zur innerdeutschen Grenze verläuft. Niemand im Osten hat die Absicht, die Mauer einzureißen. Im Westen gehört der drei Meter sechzig hohe Betonwall längst zum städtischen Alltag. „Die Berliner haben nicht verstanden, warum die Mauer jetzt oder in Zukunft interessant sein könnte“, sagt Bösel. Dass jemand eigens aus dem Rheinland anreist, um das hässliche Bauwerk abzulichten, ruft bestenfalls Kopfschütteln hervor. Überhaupt ist die Mauer kein Ort, an dem man stehen bleibt. Auf den Fotos sind deshalb nur menschliche Schemen zu sehen, die vorbeihuschen – außer den Wartenden an einer Bushaltestelle, zwei fröhlichen Kindern und einem Betrunkenen, der den Fotografen zuwinkt, nachdem er gerade an die innerdeutsche Grenze uriniert hat.

Zehn Tage sind Bösel und Maus unterwegs. Meter für Meter verschieben sie ihr Stativ, von neun Uhr morgens bis in den Abend, unter ständiger Beobachtung aus den DDR-Wachtürmen. Jeder Rollfilm



Damals war die Berliner Mauer noch ein Schreckensfanal, keine Touristenattraktion. Daran änderten keine Graffiti etwas.

Fotos Burkhard Maus und Phillip J. Bösel

wird sorgsam nummeriert. „Noch heute“, sagt Maus, „können wir rekonstruieren, welches Mauerstück wo stand“.

Mal schaut Maus, mal Bösel durch den Sucher. Es ist derselbe Blick, aber mit je anderen Augen. Für den linken Fotojournalisten Maus – „Mitglied der 4. Internationale und den Trotzlisten verbunden“ – ist die Mauer der antifaschistische Schutzwall, der die westlichen Aggressoren draußen und Arbeitskraft zum Aufbau des Sozialismus drinnen hielt. Für Bösel ist sie ein Unrecht aus Stein, das die eigene Familie – der Vater floh 1945 vor den Russen in den Westen – auseinanderriß. Bösel betont die „künstlerische, graphische Konzeption“ des Projekts, Maus die „politische Dimension“. Während Bösel in seiner Jugend mit einem begrenzten Einreisevisum in der Tasche jedes Jahr zur Großmutter ins thüringische Roßleben fuhr, ist Maus nie auf die andere Seite der Mauer gekommen: „Die real existierende DDR hat mich nie interessiert. Vielleicht wollte ich politisch nicht enttäuscht werden.“

Trotz der unterschiedlichen Sichtweisen ist das Ergebnis homogen – und erfreu-

lich konsequent: Einen voyeuristischen Blick über den Betonrand etwa gestatten sich die Fotografen nicht. Nur wenn es sich so ergibt, ragen Schlotte, Laternen, Mietshäuser oder der Turm der im Folgejahr auf Befehl der SED gesprengten Versöhnungskirche in den Himmel.

Darüber hinaus legen die Fotos eine archaische Schicht deutsch-deutscher Vergangenheit frei, die in der verklärten Perspektive der Nachgeborenen verschüttet ist. Denn hinter den Büschen, den seltsam antiquiert wirkenden Autos, hinter Kreuzen und Aussichtsplattformgerüsten verbirgt sich eine andere Mauer als die, an deren Fall von 1989 man sich erinnert. Das Schwarzweiß der Fotos strahlt die Vorstellung vom ewig kunterbunten, anarchisch bemalten Grenzwall Lügen. Bis auf den Teil rund ums Brandenburger Tor ist die Mauer der Fotos noch nicht von Sprayerprofilen erobert. Die West-Berliner nutzen die rechtsfreie Zone der Grenzfläche, die offiziell der DDR gehört und deshalb unbehelligt beschmiert werden kann, vielmehr als Litfaßsäule für private und politische Nach-

richten. Zeitgeistparolen („Türken raus!“) mischen sich mit Spontisprüchen („Keine Macht für niemand“), Geburtsanzeigen („Mona ist da!“) und Banalitäten („Hallo Ines, bis bald – Michael“).

Ende Juli 1984 ist die Mauer im Kasten. Aus Angst vor DDR-Kontrollen packen Bösel und Maus die Filme nicht ins Handgepäck, sondern schicken sie per Kurierdienst ins Rheinland zurück. Drei Monate sitzt Bösel daheim an den Papierabzügen, in einer zur Dunkelkammer umfunktionierten Küche, deren Fenster notdürftig mit Pappen verklebt sind. Danach ist das Projekt für beide Fotografen abgeschlossen. „Wir wollten das unbedingt machen“, sagt Bösel. „Und danach war es gut. Für eine Ausstellung haben wir das nicht gemacht.“

Trotzdem gibt es nach der Fertigstellung recht halbherzige Versuche, die Fotomauer durch Briefe an Museen, Botschaften und Goethe-Institute in die Öffentlichkeit zu bringen. Nur Aussteller in Dänemark, Frankreich und Australien reagieren. 1985 bringen Maus und Bösel die dreihundertfünfzig Mauermeter nach Århus,

wo die Presse die Arbeit auf den Titelseiten feiert. Der Foto-Direktor der Bibliothèque nationale de France in Paris bittet um Kontaktabzüge. Eine Ausstellung in Brisbane scheitert an den Versandkosten. Deutsche Museen zeigen kein Interesse. „Allerdings hatten wir ein Gespräch im Bundesministerium für innerdeutsche Aufgaben in Bonn“, sagt Maus. Es geht um den Ankauf der gesamten Bilder. „Aber als ich meine politische Motivation ins Spiel brachte, hat man davon Abstand genommen.“ Seitdem lagert die Berliner Fotomauer in ihren eigens gezimmerten Sperrholzkisten in der Garage in Bergisch Gladbach – und reifte durch Wiedervereinigung und Mauerfall zum unwiederholbaren Experiment.

Vor drei Jahren ging ein kleiner Teil der Arbeit doch noch einmal auf große Reise: Ein schmaler Mauerstreifen war beim Fotografie-Festival in Peking zu sehen. Sofort hätten Freunde sie gefragt, ob sie keine Lust hätten, die Chinesische Mauer zu fotografieren, sagen Maus und Bösel. Sie winkten ab.



Der unerfreulichste Plattenbau des Arbeiter-und-Bauern-Staates – drei Meter vierzig hoch, Dutzende Kilometer lang, gesichert mit einunddreißig Führungsstellen und einhundertsechsdutzend Beobachtungstürmen



Und als man sich im Westen mit der Mauer mehr oder weniger arrangiert hatte, fiel sie. Wer heute ihre Reste in Berlin sieht, macht sich keine Vorstellung davon, wie es damals war. Sie wirkt wie Folklore.